

Schneidende Linien

Der „Akademisierungswahn“ aus bildungssystemischer Sicht

| DIETER DOHmen | RENÉ KREMPKOW | Das

deutsche Hochschulsystem ist in den vergangenen Jahrzehnten beständig gewachsen, wobei der Anteil sog. nicht-traditioneller Studierender gestiegen ist. Darüber hinaus sind neue Hochschultypen entstanden, und der Anteil privater Hochschulen ist größer geworden. Immer mehr Studienanfänger stehen immer weniger jungen Menschen, die eine Ausbildung anstreben, gegenüber. Befinden wir uns im „Akademisierungswahn“, und leidet die (duale) Ausbildung tatsächlich an Attraktivitätsmangel?

Die Zahlen sind auf den ersten Blick eindeutig: Die Zahl der Studienanfängerinnen und -anfänger steigt seit Jahrzehnten – allein in den letzten zehn Jahren um 50 Prozent, von rund 350 000 auf bis zu 520 000. Der Anteil der Studienanfänger am Altersjahrgang ist stetig gestiegen und lag zuletzt bei 57 Prozent. Demgegenüber ist die Zahl der neuen Ausbildungsverträge seit Jahren rückläufig. Wenn also die Zahl – und der Anteil – der Studienanfänger steigt und die Zahl der Ausbildungsverträge sinkt, dann ist es nur eine Frage der Zeit, bis sich beide Linien schneiden. Im letzten Jahr scheint es nun soweit gewesen zu sein, nahmen doch 509 000 junge Menschen ein Studium auf – und nur 497 000 eine duale Ausbildung. Soweit so richtig – und auch wieder nicht! Jede Zahl lässt sich aus öffentlichen Statistiken ablesen, insofern ist keine falsch; allerdings erzählen sie nicht die „ganze Wahrheit“, sondern zeigen einen bestimmten Ausschnitt, wodurch sie in der Interpretation zu Fehlschlüssen führen können. Insofern müssen wir leider kurz in die Untiefen der Statistik steigen und ein paar Zahlen präsentieren.

2013 nahmen 509 000 junge Menschen erstmals ein Studium auf – 2014 waren es 499 000. Darunter sind aber 101 000 ausländische Studienanfängerinnen und -anfänger, die man eigentlich aus der Berechnung der Studienanfängerquote herausrechnen müsste. In diesem Fall reduziert sich die Zahl der

»Zahlen aus öffentlichen Statistiken erzählen nicht die ganze ›Wahrheit‹, sondern zeigen einen bestimmten Ausschnitt.«

„einheimischen“ Erstsemester auf 408 000, wodurch die Studienanfängerquote um 10 Prozentpunkte auf rund 45 Prozent sinkt – dies ist immer noch über politisch angepeilten Werten.

Geht es um die Attraktivität der beruflichen Bildung, dann wird der o.g. Studienanfängerzahl die Zahl 497 000 neue duale Ausbildungsverträge gegenübergestellt. Bei dieser Zahl handelt es sich um diejenigen, die am Jahresende eine Berufsschule des dualen Systems besuchten – damit werden aber die „echten“ dual Studierenden ausgeblendet; also diejenigen, die nicht an einer

Berufsschule sind, sondern an einer dualen Hochschule studieren. Diese „dual Studierenden“ streben aber beides an – eine Ausbildung im dualen System, die mit einem IHK- oder Hwk-Abschluss endet, und einen Hochschulabschluss. Sie müssten also entweder in beiden Statistiken erfasst oder gesondert ausgewiesen werden. Die vollständige Zahl der neuen Ausbildungsverträge des Jahres 2013 lässt sich aus der Ausbildungsstatistik des Bundesinstituts für Berufsbildung (BIBB) ablesen und lautet: 531 000. Da diese Zahl aber über der Zahl der Studienanfänger liegt, ist die Behauptung, es gäbe mehr Studienanfänger als neue Ausbildungsverträge, nicht zutreffend.

Allerdings ist diese Aussage auch noch aus einem anderen Grund falsch: Diejenigen, die Erzieher werden oder einen Gesundheitsberuf ergreifen wollen, werden gleich vollständig unterschlagen. Würde man sie berücksichtigen, dann lauten die Zahlen für 2013: 509.000 Studienanfänger auf der einen Seite und 531 000 „neue“ duale Auszubildende sowie 212 000 Schüler in Fach- und Gesundheitsschulen (zzgl. 258 000 Jugendliche in Grundbildungs- und Berufsvorbereitungsmaßnahmen). Mithin stellen die Studienanfänger – je nach Abgrenzung – nur ein Drittel bis 40 Prozent derer, die eine berufliche Ausbildung im weitesten Sinne aufnehmen. Von einem Normalfall Hochschule kann man da-

A U T O R E N

Dr. Dieter Dohmen ist Inhaber und Direktor des Forschungsinstituts für Bildung und Sozialökonomie (FiBS), Berlin.
René Krempkow ist Projektleiter am FiBS. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen insbesondere in der Hochschulforschung und -beratung.



her wohl kaum sprechen. Nach unseren Prognosen wird sich dies auch in Zukunft nicht ändern; die Zahl der Studienanfänger und Ausbildungsverträge werden parallel kleiner.

Veränderte Hochschulstrukturen und Diversität

Der Anstieg der Studierendenzahlen geht mit größeren Veränderungen der Hochschullandschaft einher: Einerseits sind neben den Universitäten und Fachhochschulen die sog. Dualen Hochschulen getreten, die es bisher nur in einigen Ländern gibt – allerdings wollen wohl weitere Bundesländer nachziehen. Andererseits ist die Zahl der privaten Hochschulen deutlich gestiegen, wie sich an ihrem wachsenden Anteil an den Studienanfängern sowie Studierenden zeigt (8 bzw. 6 Prozent) (mit großen Unterschieden in den Bundesländern – zwischen 0 Prozent in Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt sowie 24 Prozent in Hamburg). Von besonderer Relevanz ist dabei auch, dass sie zu einem erheblichen Teil Studierende bedienen, die ihre Hochschulzugangsberechtigung nicht über das Gymnasium, sondern über berufliche Bildungswege erworben haben – und hier insbesondere diejenigen, die berufsbegleitend studieren. Dies wirft auch die Frage auf, ob die These der zunehmenden Heterogenität und Diversität des Hochschulsystems wirklich allgemeingültig ist – und somit mehr oder weniger für alle Hochschulen gilt – oder ob eher von einer Stratifizierung zu sprechen wäre, wie es sie in anderen Ländern schon länger gibt. D.h. unterschiedliche Hochschulen – und nicht nur in Abhängigkeit von ihrem Typus oder (rechtlichen) Status – bedienen unterschiedliche Gruppen von Studierenden. Die folgenden Ausführungen nähern sich dieser Diskussion an.

Die Universitäten (Anteil an Studienanfängern 57 Prozent; Studierende insgesamt 64 Prozent) und Fachhochschulen (41 bzw. 34 Prozent), stellen die große Masse der Studierenden, außerdem gibt es Kunst- und Musikhochschulen sowie Pädagogische Hochschulen (nur in Baden-Württemberg) (je 1 Prozent). Neben die horizontale institutionelle Diversität zwischen diesen Hochschultypen können unterschiedliche Ziele der Hochschulen und ihre Umsetzung treten. In Verbindung mit Leistungs- und Reputationsunterschieden kann es dabei zu gesteigerter vertikaler Diversität kommen, wie sie in

Soziale Zusammensetzung der Studierenden laut Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerks 2013/09	Universitäten	Fachhochschulen	Differenz Univ./FH
Studierende mit allgemeiner Hochschulreife 2013 (in %)	96	57	39
Studierende mit allgemeiner Hochschulreife 2009 (in %)	96	53	43
Studierende mit abgeschl. Berufsausbildung 2013 (in %)	13	42	29
Studierende mit abgeschl. Berufsausbildung 2009 (in %)	13	52	39
Bildungsherkunft 2013 (Nichtakademikerkinder, in %)	45	62	17
Bildungsherkunft 2009 (Nichtakademikerkinder, in %)	44	60	16
Soziale Herkunftsgruppe „niedrig“ 2013, in %	7	12	8
Soziale Herkunftsgruppe „niedrig“ 2009, in %	13	20	7

Tabelle 1: Vergleich der sozialen Zusammensetzung der Studierenden (Daten: DSW/BMBF 2013)

Ergebnisse des bundesweiten Kooperationsprojektes Absolventenstudien (KOAB, Befragung ca. 1 Jahr nach Abschluss, Darstellung ohne Promovierte)	„Elite“-Univ. (n=~7.000)	„Normal“-Univ. (n=~8.000)	Differenz „Normal“- zu „Elite“-Universitäten
Ausgangsbedingungen:			
Abiturnote (arithmetisches Mittel)	2,1	2,4	,3
Bildungsherkunft (Nichtakademikerkinder, in %)	42	55	13
Geschlechtszugehörigkeit (weiblich, in %)	51	58	7
Migrationshintergrund (Bildungsausländer, in %)	7	3	4
Elternschaft (Kinder im Haushalt, in %)	8	12	4
Familiäre Gründe für Verlängerung der Studienzeit (z.B. Schwangerschaft, Kinder, Pflege von Angehörigen, Skala 1=in hohem Maße bis 5=gar nicht, Wert 1+2 in %)	11	14	3
Erwerbstätigkeit als Grund f. Verlängerung d. Studienzeit (Skala 1=in hohem Maße bis 5=gar nicht, Wert 1+2)	30	38	8
Studienerfolg:			
Studiendauer (mittlere Fachsemesteranzahl)	11	10	1
Abschluss des Studiums in der Regelstudienzeit (in %)	38	38	0
Abschlussnote (arithm. Mittel)	1,8	1,9	,1
Absolventenquote (analog OECD completion rate, in %; Daten: Amtliche Statistik)	(53)	33	(20)

Tabelle 2: Vergleich der Ausgangsbedingungen und des Studienerfolgs (Daten: INCHER/Heidemann 2010). Absolventenquote „Elite“-Univ. nur für einzelne Univ. verfügbar, daher Wert in Klammern.

Deutschland beispielsweise durch die Exzellenzinitiative befördert wird. Diese kann neben ihren Auswirkungen auf die Forschung auch Rückwirkungen auf die Lehre haben, weshalb wir nach einer Vorstellung der Differenzen zwischen Universitäten und Fachhochschulen auch einige Daten zum Studienerfolg und zu Ausgangsbedingungen der Lehre an sog. „Elite“- und „Normal“-Universitäten darstellen.

Mindestens implizit wird von institutioneller Diversität in einem Hochschulsystem eine integrative Wirkung auf der Ebene der Studierenden erwartet. Durch eine Vielfalt an unterschiedlichen Hochschultypen, so wird geschlossen, kann in einem System gezielt auf die Bedürfnisse verschiedener Gruppen von Studierenden eingegangen werden. Mit der Gründung der Fachhochschulen Ende der 1960er Jahre

sollten die steigenden Studierendenzahlen besser bewältigt werden können. Ziel war es, Fachhochschulen im Gegensatz zu den forschungs- und lehrorientierten Universitäten als lehr- und anwendungsbezogene Hochschulen zu etablieren, an denen in erster Linie die berufsbezogene akademische Ausbildung von Studierenden erfolgen sollte. Durch die Umstellung auf gestufte Studiengänge mit Bachelor und Master werden sich beide Hochschultypen im Bereich der Lehre allerdings potenziell ähnlicher, was – auch angesichts politischer Bestrebungen zur Öffnung der Hochschulen – die Frage nach Veränderungen ihrer Offenheit aufwirft.

Die soziale Zusammensetzung der Studierendenschaft

Institutionelle Diversität geht auch mit Unterschieden in der Zusammensetzung

zung der Studierendenschaft einher. Dies lässt sich hier exemplarisch anhand einiger Merkmale auf der Basis der aktuellsten Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks zeigen. So verfügen 96 Prozent der Studierenden an Universitäten über die Allgemeine Hochschulreife, an Fachhochschulen sind es nur 57 Prozent. An Fachhochschulen liegt der Anteil an Studierenden mit abgeschlossener Berufsausbildung mit 42 Prozent deutlich über dem Anteil von 13 Prozent an den Universitäten.

Die Eltern der Studierenden an Fachhochschulen waren durchschnittlich nicht so hoch qualifiziert wie die der Universitätsstudierenden: Bei 62 Prozent der Studierenden im Erststudium an Fachhochschulen verfügt kein Elternteil über einen Hochschulabschluss, an den Universitäten gilt dies für 45 Prozent. Bestätigt werden diese Zahlen durch den Studierendensurvey der AG Hochschulforschung der Universität Konstanz. Demnach haben ebenfalls rund drei Fünftel der FH-Studierenden kein Elternteil mit Hochschulabschluss, an Universitäten sind es zwei Fünftel.

In der Sozialerhebung wird die soziale Herkunft zusätzlich unter Einbezug des Elternteils mit der höchsten beruflichen Stellung zu vier Gruppen zusammengefasst, wobei für den (fehlenden) Hochschulabschluss dieses Elternteils kontrolliert wird. Daraus werden die Herkunftsgruppen niedrig, mittel, gehoben und hoch abgeleitet. Auch hier zeigt sich eine höhere soziale Herkunft der Studierenden an Universitäten

»Unterschiede in der Studierendenschaft schlagen sich empirisch in unterschiedlichen Absolventenquoten nieder.«

im Vergleich zu Fachhochschulen. An Universitäten stammen aus den Herkunftsgruppen „niedrig“ 7 Prozent, „mittel“ 37 Prozent, „gehoben“ 29 Prozent und „hoch“ 27 Prozent der Studierenden. An Fachhochschulen stammten mit 12 Prozent mehr Studierende aus der Herkunftsgruppe „niedrig“. Der Großteil stammt mit 50 Prozent aus der Herkunftsgruppe „mittel“, gefolgt von 25 Prozent „gehoben“ und 13 Prozent „hoch“. Die Tabelle 1 zeigt die Veränderungen im Vergleich zur vorangegangenen Sozialerhebung. Hierbei

resultierten beim Hochschulzugang Annäherungen zwischen beiden Hochschularten, bei den Gruppen niedriger Herkunft jedoch leicht größere Differenzen. Auf der Basis dieser Daten kann zusammenfassend gesagt werden: „Die Fachhochschulen bestätigen ihren Ruf als Bildungsinstitutionen, die vor allem für Studieninteressierte aus hochschulfernen Schichten interessant sind“ (BMBF 2010). Dies gilt bislang trotz der inzwischen erfolgten Veränderungen im Hochschulsystem.

»96 Prozent der Studierenden an Universitäten verfügen über die Allgemeine Hochschulreife, an Fachhochschulen sind es nur 57 Prozent.«

Die Studierendenschaft an „Elite“- und „Normal“-Universitäten

In der internationalen wissenschaftlichen Literatur werden auch die Unterschiede innerhalb von Hochschultypen diskutiert, wobei man in letzter Zeit die soziale Dimension der Studierenden wieder etwas häufiger thematisierte (z.B. Bildungsherkunft, häufige Erwerbstätigkeit). Aktuelle deutschlandweite Daten, welche vergleichende Analysen hierzu auf der Ebene einzelner Hochschulen erlauben, gibt es bislang kaum. Daher werden hier aggregierte Daten eines Tabellenbandes des INCHER Kassel genutzt (s. Tabelle 2). Zwar sind die Unterschiede zwischen den darin so benannten „Elite“- und „Normal“-Unis (d.h. zwischen in der dritten Linie der Exzellenzinitiative geförderten und den in der Exzellenzinitiative nicht geförderten Universitäten) ausgewiesen, nicht aber die Unterschiede zwischen einzelnen Universitäten. Deshalb ist bislang mit

bundesweiten Daten nur eine deskriptive Bestandsaufnahme von Differenzen verfügbar und keine (kausale) Interpretation von Zusammenhängen. Bislang liegen nur für ein Bundesland (Sachsen) multivariate Zusammenhangsanalysen vor. Dort zeigten sich Effekte u.a. der Bildungsherkunft auf die Absolventenquote. Hier sollen nun einige Ergebnisse zu Ausgangsbedingungen und Studienerfolg vorgestellt werden:

Es zeigt sich, dass in den Ausgangsbedingungen deutliche Differenzen zwischen „Elite“- und „Normal“-Universi-

täten zu finden sind. Dies gilt insbesondere für die Bildungsherkunft (13 Prozentpunkte) und die Erwerbstätigkeit als Grund für eine Verlängerung der Studienzeit (8 Prozentpunkte), in nicht ganz so hohem Maße auch für andere Aspekte. In den flächendeckend verfügbaren Daten zum Studienerfolg unterscheiden sich „Elite“- und „Normal“-Universitäten kaum.

Aus solchen Unterschieden in der Zusammensetzung der Studierendenschaft zwischen verschiedenen Hochschulen kann aber ein Problem resultieren, sofern derart diverse oder heterogene Gruppen von Studierenden ein unterschiedliches Studierverhalten zeigen oder andere didaktische oder sonstige Anforderungen an die Hochschulen stellen. Da sich Unterschiede in der Studierendenschaft empirisch in unterschiedlichen Absolventenquoten niederschlagen, ist zu erwarten, dass Diversität in dieser Hinsicht für Hochschulen längerfristig nur dann von Interesse ist, wenn sie nicht – neben dem ohnehin vorhandenen Reputationsgefälle zwischen Forschung und Lehre – zusätzlich noch mit finanziellen Nachteilen in der leistungsorientierten Mittelvergabe einhergeht. Andernfalls ist es naheliegend, dass – wie oft bereits kritisch angemerkt wurde – viele Hochschulen versuchen werden, sich in Richtung forschungsorientierte („Elite“-)Universität zu entwickeln. Dann könnte es passieren, dass solche Aspekte wie die Vielfalt der Studierenden trotz politischer Beschlüsse zur Öffnung der Hochschulen in den Hintergrund treten.

Sollte aber im Laufe der kommenden Jahrzehnte Hochschule wirklich zum Normalfall werden, weil etwa die steigenden Anforderungen im Erwerbsleben dies erfordern – eine Quote von 80 oder auch 90 Prozent der Bevölkerung, die im Laufe ihres Erwerbslebens Leistungen der Hochschulen in Anspruch nehmen, erscheint langfristig durchaus realistisch – dann setzt dies eine Anpassungsfähigkeit des Hochschulsystems wie der einzelnen Hochschulen und entsprechende Rahmenbedingungen, z.B. bei der Hochschulfinanzierung, voraus. Ob wir dann immer noch – oder gar zu Recht – von einem Akademisierungswahn sprechen können, wird sich erst in etlichen Jahren, wenn nicht gar Jahrzehnten entscheiden, wenn Stichworte wie Industrie 4.0 unsere Arbeitswelt nachhaltig verändert haben.